

Stoffrechte Aufbau **Lion Feuchtwanger / Exil**

Für dieses Werk vertreten wir die Bearbeitungsrechte für Bühne und Hörspiel. Da wir leider kein Ansichtsmaterial verschicken können, bitten wir Sie, das Buch im Buchhandel zu erwerben und sich bei einem Aufführungsinteresse hinsichtlich der Rechte an uns zu wenden.

Es ist möglich, in Rücksprache mit dem Verlag eine eigene Adaption dieses Buchs zu erstellen. Das Buch ist beim Aufbau Verlag erschienen.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Felix Bloch Erben Verlag

LION
FEUCHTWANGER

EXIL

Roman

Aufbau-Verlag

Die »Wartesaal«-Trilogie umfaßt die Romane »Erfolg«, »Die
Geschwister Oppermann« und »Exil«

Für Marta

VORWORT

Ich habe für dieses Buch zwei Motive aus der historischen Wirklichkeit verwandt: die Entführung eines emigrierten Journalisten und den Aufkauf und die Lahmlegung einer deutschen Emigrantenzeitung durch Agenten des Dritten Reichs. In der historischen Wirklichkeit war der entführte Journalist ein Mann namens Berthold Jacob, und die aufgekaufte Zeitung war die Zeitung »Westland«, die in Saarbrücken erschien.

Ich habe indes der Wirklichkeit für meine Zwecke lediglich die beiden genannten Motive entnommen, nicht etwa Einzelpersonen und Einzelgeschehnisse. Es haben also mein Journalist Friedrich Benjamin und die Leute um ihn nicht das geringste zu tun mit dem existierenden Manne Berthold Jacob oder sonst jemand aus der real existierenden Welt; noch haben meine »Pariser Nachrichten«, ihr Verleger und ihre Redakteure irgend etwas gemein mit der genannten Zeitung »Westland« oder mit sonst einer in Frankreich erscheinenden deutschen Zeitung oder Zeitschrift. Insbesondere möchte ich feststellen, daß der Verleger meiner »Pariser Nachrichten« nicht das leiseste zu tun hat mit dem verstorbenen russischen Emigranten Poljakow, dem Inhaber und Verleger des »Pariser Tageblatts«, der verdächtigt wurde, mit den Nationalsozialisten paktiert zu haben; wie sich später durch gerichtliche Verfahren herausgestellt hat, zu Unrecht.

Überhaupt existierte von den Menschen dieses Buches kein einziger aktenmäßig in der Stadt Paris im Jahre 1935; wohl aber lebte dort ihre Gesamtheit. Um die bildnishafte Wahrheit des Typus zu erreichen, mußte ich die photographische Realität des Einzelgesichts tilgen. Das Buch »Der Wartesaal« gibt nicht *wirkliche*, sondern *historische* Menschen.

In einigen Jahren wird diese Erklärung überflüssig er-

scheinen, da sie Selbstverständliches enthält. Heute, bei der Überempfindlichkeit mancher deutschen Flüchtlinge und Auswanderer, scheint sie geboten.

Sanary/Var (Frankreich), Juli 1939.

ERSTES BUCH
SEPP TRAUTWEIN

Und so lang du das nicht hast
Dieses: Stirb und werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Goethe

1. Sepp Trautweins Tag beginnt
2. Die »Pariser Nachrichten«
3. Einer fährt im Schlafwagen in sein Schicksal
4. Eine verirrte Bürgerstochter
5. Zahnschmerzen
6. Kunst und Politik
7. Einer der neuen Herren
8. Trübe Gäste
9. In der Emigrantenbaracke
10. Blick in eine neue Welt
11. Hanns Trautwein wird achtzehn Jahre
12. Einer riecht die Heimat im Exil
13. Der Tod von Basel
14. Ein deutscher Junge in Paris
15. Parteigenosse Heydebregg und seine Sendung
16. Der getretene Wurm krümmt sich

SEPP TRAUTWEINS TAG BEGINNT

Als er aber vorsichtig Papier und Bleistift aus der Schublade kramte, um sich das Motiv aufzuschreiben, das ihm eingefallen war, fegte er ein Buch von dem gebrechlichen, überladenen Schreibtisch. Kreuztürken, jetzt ist Anna bestimmt aufgewacht. Da kommt schon ihre Stimme aus dem Bett: »Wie spät ist es denn?«

»Sechs Uhr siebenundzwanzig«, meldet er reumütig und korrekt. Anna indes zeigt keinen Unmut, daß er sie so früh geweckt hat. Sie konstatiert nur sachlich, einschlafen werde sie doch kaum wieder, es sei wohl am besten, sie frühstückten mit dem Jungen zusammen.

Josef Trautwein also schreibt, leise zwischen den Zähnen vor sich hin pfeifend, schnell, nicht unvergnügt, seine paar Takte auf. Dann geht er zurück ins Bett. Schön ist er nicht, wie er sich so durchs Zimmer tappt; sein knochiges Gesicht mit den tiefliegenden Augen unter den starken, schon ergrauten Brauen ist schmutzig überstoppelt, das eine Bein seines Schlafanzugs ist hochgerutscht und läßt die dünne, schwärzlichgrau behaarte Wade sehen. Allein so deutlich Anna die Schäßigkeit des tristen Hotelzimmers und seiner Einrichtung erkennt, so wenig nimmt sie wahr, daß Josef Trautwein, ihr Sepp, hier in Paris, im elenden Leben der Emigration, nicht mehr der stattliche Mann ist wie in München, wo ihm alle Sympathien zugeflogen waren. Für Anna hat er sich nicht verändert. Für sie ist er heute, der abgedankte Musikprofessor mit seinen Sechsendvierzig, immer noch so strahlend jung wie damals, als er ihr zuerst begegnete, schön, männlich, voll Kraft und Humor und jedes Erfolges gewiß. Eigentlich ist sie froh, daß seine Ungeschicklichkeit sie aufgeweckt hat; so hat sie ihn eine halbe Stunde für sich, bis der Junge, bevor er in sein Lyzeum muß, mit ihm frühstückt.

Während der beginnende Tag die vollgestopfte Armseligkeit des Zimmers immer klarer hervortreten läßt, kriecht Josef Trautwein zurück ins Bett, wohligh grunzend. Anna nutzt die Gelegenheit, mit ihm über die Pläne ihres heutigen Tages zu reden. Sie hat Dr. Wohlgemuth gebeten, sie pünktlich im zwölf Uhr fortzulassen, sie will wieder einmal zu Monsieur Pereyro gehen, damit der die Sache beim Rundfunk etwas vorwärtstreibt. Eigentlich ist es gemein, wie lange man hingezogen wird. Jetzt ist es schon zwei Monate her, daß die Rundfunkleute Monsieur Pereyro versprochen haben, Sepp Trautweins Oratorium »Die Perser« aufzuführen. Klar, daß es eine Weile dauert, ehe man, gerade im Fall eines deutschen Emigranten, die bürokratischen Widerstände überwindet; aber bei einigem gutem Willen müßte es nach so langen Vorbereitungen endlich klappen.

Josef Trautwein hört nicht sehr interessiert zu. Es tut ihm leid, daß Anna, die sich ohnedies überarbeitet, so viel Mühe an diese Rundfunkaufführung wendet. Ihm selber liegt wenig daran. Er liebt den Rundfunk nicht, Rundfunk ist Ersatz, alles kommt verzerrt. Und die Hörer werden ja doch nichts von seinem Oratorium »Die Perser« verstehen, die Masse hat für so was noch kein Ohr; die Rundfunkleute haben ganz recht, wenn sie zögern. Außerdem ist, findet er, das Oratorium eigentlich gar nicht fertig; es hat noch gute Weile, bis es ins letzte überfeilt haben wird. Ihm ist es recht so, ihm eilt es nicht, er hat Freude an der Arbeit. Im Grunde denkt er schon mit Bedauern an die Zeit, da er nichts mehr daran zu tun haben wird.

Während sie weiterspricht, geht ihm wieder das Motiv durch den Kopf, das er vorhin gefunden hat, jene paar Takte, die das gräßliche Wehgeschrei der zurückkehrenden, geschlagenen Perser wiedergeben. Gleichzeitig aber hört er auf Annas Stimme. Es ist eine ruhige, angenehme Stimme, er liebt sie sehr. Weniger interessiert ihn, was diese Stimme spricht. Arme Anna. Sicher möchte sie lieber über seine Musik mit ihm reden; in Deutschland hat sie das ganz ausgefüllt. Sie weiß natürlich genausogut wie er selber, daß Rundfunk nur Ersatz ist. Aber sie hat einfach keine Zeit, mit ihm über die Dinge zu sprechen, die ihr im Innern ebenso wesentlich sind wie ihm. Die ganzen Sorgen des kleinen Alltags liegen auf ihr; es ist kein Wunder, wenn ihr davon der

Mund übergeht. Dabei bleibt es ein Monolog, er versteht nichts von diesen Sachen. Übrigens, so verwickelt die kleinen Dinge ausschauen, am Ende, wenn man nur lange genug wartet, erledigen sie sich von selber. Schön, er hat in Paris keinen Namen und nicht viele Möglichkeiten, man ist ein wenig knapp, und es ist scheußlich, daß sich Anna, um die paar hundert Franken mehr zu verdienen, Tag für Tag bei ihrem schwierigen Dr. Wohlgemuth abschinden muß. Trotzdem hat man weniger zu klagen als die meisten andern Emigranten. Natürlich war das hübsche, behagliche Haus, das man in München hat zurücklassen müssen, angenehmer als die zwei tristen Zimmer des Hotels Aranjuez, wo er jetzt mit Anna und seinem Jungen haust. Aber sie sind zusammen, alle drei, und sie sind gesund. Seine Musik hat er in Paris so gut wie in München, seinen Schreibtisch hat er auch, sogar ein Piano, er kann arbeiten. Selbstverständlich würde er lieber, wenn er sich Ernsthaftes durch den Kopf gehen läßt, die Isar entlanglaufen als die Kais der Seine; aber schließlich fällt einem auch an der Seine was ein, und auch seinen besten, teilnahmsvollsten Hörer hat er mitnehmen können: Anna.

Dazu hat er seine Politik. Sepp Trautwein ist seiner ganzen Art nach ein unpolitischer Mensch, er ist nichts als Musiker. Allein die Zeitläufte haben ihm in hartem Anschauungsunterricht beigebracht, daß man Musik ohne Politik nicht machen kann. Die Angriffe, die man im Lauf seiner letzten deutschen Jahre gegen ihn gerichtet hat, weil er sich für die Reform der Musikerziehung einsetzte, die Schwierigkeiten, die man ihm gemacht hat, als er an der Münchner Musikalischen Akademie seine »kulturbolschewistischen Theorien« vortrug, das alles hat ihm gezeigt, wie eng verbunden Kunst und Politik sind. Gute Musik und schlechte Politik vertragen sich nicht, das ist für ihn nicht mehr eine Meinung, das ist zu einem Teil seines Wesens geworden. Händel, Beethoven, selbst Wagner sind ihm anders denn als Revolutionäre nicht mehr denkbar; sie mußten Politik machen aus ihrer musikalischen Grundeinstellung heraus. Man kann sich vor der Politik nicht drücken, wenn die eigene Kunst nicht leiden soll. Seine Musik jedenfalls, wenn die klingen soll, dann muß reine Luft da sein. Und wenn reine Luft nicht da ist, dann muß man sie sich schaffen. Wie hat es ihn in diesen letzten deutschen Jahren gedrückt, daß er als Professor an der

Staatlichen Akademie, als Beamter, gegen die aufziehende Barbarei nicht so von Herzen hat loswettern dürfen, wie er wollte. Diese Freiheit wenigstens hat er hier.

Nein, alles in allem könnte es ihnen verdammt viel schlechter gehen. Aranjuez heißt das Hotel, in dem er wohnt, schwerlich unterläßt es einer seiner Besucher, den Schiller- vers zu zitieren von den schönen Tagen von Aranjuez, und wenn er dann immer wieder lachen muß über sein schäbiges Aranjuez, kommt dieses Lachen nicht aus Bitterkeit, sondern aus einem heitern Herzen.

Anna hat gemerkt, daß er, während sie ihm auseinandersetzt, wie die Rundfunksache steht, nicht recht zuhört. Sie ist das gewöhnt. »Du solltest dich einmal wieder bei Pereyros sehen lassen«, sagt sie, und ihre Stimme klingt energisch. »Man findet nicht leicht Freunde im fremden Land, und Leute, die sich für einen einsetzen, schon gar nicht. Die Pereyros haben Einfluß und benehmen sich anständig. Man sollte sie nicht vor den Kopf stoßen.«

Er knurrt unlustig. »Du weißt doch«, sagt er, »wie zuwider es mir ist, wenn ich zu ›Leuten‹ gehen soll. Ich mag halt einmal keine Mäzene. Wenn aus der Rundfunkaufführung was wird, tant mieux. Wenn nicht, dann nehme ich es auch nicht tragisch.« Schon während er so grantelt, tut es ihm leid. Sie schindet sich ab, um die Geschichte zustande zu bringen; er müßte das anerkennen. »Red doch nicht solchen Quatsch«, gibt sie denn auch zurück, ungekränkt und resolut, »du weißt doch selber, was es für ein Schlag wäre, wenn nichts daraus würde.« Dabei denkt sie auch ans Honorar. Er, verträglich, murmelt etwas, das sie als Zustimmung auffassen kann. Aber im stillen denkt er, recht habe doch er, und zuletzt komme er mit seiner süddeutschen Gemütlichkeit wahrscheinlich weiter als sie mit ihrem norddeutschen Betrieb.

Eine Zeitlang liegen beide schweigend. Es kommt oft vor, daß er ihr auf solche Art recht gibt, aber sie weiß, daß er nur aus Bequemlichkeit ausweicht; er liebt keine Auseinandersetzungen. Wenn sie das nächste Mal von der Rundfunkaufführung anfängt, redet er dann genauso zerstreut und gedankenlos daher wie jetzt. Man hat es nicht leicht mit ihm. Er ist so furchtbar eigensinnig, der richtige Münchener Dickschädel, und will es einfach nicht kapieren, daß man ein bißchen

Mühe auf sich nehmen muß, um sich hier wieder Boden zu schaffen.

Den Pereyros werden ihre ewigen Bittgänge auch bald lästig sein. »I am sick of it«, hat ein jüdischer Lord erwidert, als ihn unlängst einer ihrer Bekannten das tausendstmal für deutsche Emigranten anschnorrte. Die Pereyros sind angenehme Leute, kunstverständlich, ungeheuer gutmütig. Aber sie sind furchtbar überlaufen, und es wäre ihnen nicht zu verdenken, wenn sie es satt bekämen, sich für eingewanderte Antifaschisten einzusetzen. Auch wenn sie Juden vorzögen, wäre es ihnen nicht zu verdenken, und sie, Trautweins, sind keine Juden.

Vielleicht hätte sie sich gestern doch die ergrauenden Haare auffärben lassen sollen. Bei Pereyros muß sie gut ausschauen. Aber ihr Budget ist so ausgeteftelt: wovon soll sie die dreißig Franken abzwacken? Sie könnte sich die Haare auch selber färben. Aber es geht ihr nie mit der Zeit aus, und dann wird es doch nichts Rechtes. Übrigens hat es vielleicht auch sein Gutes, wenn sie bei Pereyros ein bißchen grau aussieht. Die Frau fängt schon an, eifersüchtig zu werden.

Ihr Sepp merkt es kaum, ob ihre Haare wieder dunkelbraun sind, wie sie sein sollen, oder am Scheitel weiß. Er hängt an ihr wie am ersten Tag, aber er hat kein Aug mehr für sie. Ihr ist es ganz recht, daß er nicht sieht, wie die Züge ihres breiten, straffen Gesichts sich verwischen und wie ihre Augen, deren Glanz berühmt war, stumpfer werden; aber ganz recht ist es ihr doch nicht.

Alt werden wir alle, aber daß es gerade jetzt mit ihrer Blüte zu Ende geht, kommt sehr zur Unzeit. In München, in Berlin hat sie, die schöne Frau, manches wiedergutmachen können, was er versiebt hat, einfach durch ein freundliches Lächeln oder durch ein bißchen Flirt mit einem Maßgebenden. Sepp ist ja ebenso unpraktisch wie begabt und verdirbt sich die besten Chancen. Wieviel Krach und Sorgen hat man durchgemacht allein schon wegen seines politischen Geredes. Wieviel hat sie herumlaufen müssen, glätten, sämftigen. Hier in Paris hätte sie es noch ganz anders nötig, zu strahlen, zu bezaubern, wenn sie für ihn etwas erreichen soll. Aber diese zwei Jahre Emigration haben sie nicht schöner gemacht. Man hat seinen Humor und läßt sich nicht unterkriegen; doch manchmal ist es schon verdammt schwer, die Leute nicht

merken zu lassen, daß man ihnen lieber die Zähne zeigte als ein freundliches, damenhaftes Lächeln.

Gut, daß Sepp die veränderten Verhältnisse nicht tragisch nimmt. Er spürt das Elend des Alltags nur dann, wenn es ihn unmittelbar anrührt. Der gesellschaftliche Abstieg ist ihm »Wurst«, äußern Ehrgeiz kennt er nicht. Schon in München hat er sich darüber lustig gemacht, wenn man ihn mit seinem Professorentitel ansprach.

Da liegt er, das hagere, knochige, unrasierte Gesicht ihr zugekehrt, ein bißchen lächelnd, vergnügt. Wie sie ihn kennt, fühlt er sich vielleicht in Paris sogar glücklicher als in Deutschland; hier hat er weniger »Betrieb« und mehr Zeit für seine Arbeit, für seine Musik. Sie versteht das durchaus, sie glaubt an seine Musik und ist überzeugt, daß man das tun soll, wofür man geschaffen ist, auch wenn es materiell nicht lohnt. Aber ein Jammer ist es doch, daß dieser begabte Mensch, ihr Sepp, jetzt vermutlich dazu verurteilt bleibt, für die Schublade zu arbeiten. In Deutschland hatte er sich durchgesetzt, auch beim Publikum; die »Oden des Horaz« wurden in allen Konzertsälen gesungen. Man hat dort den »Kulturbolschewisten« scharf angegriffen, aber er hat ein paar fanatische Freunde gehabt, sehr einflußreiche darunter, zum Beispiel den Musikdirektor Riemann. In Deutschland hätte man auch »Die Perser« herausgebracht, in einer großartigen Aufführung, wahrscheinlich bei den Philharmonikern. Hier muß man froh sein, wenn man mit Ach und Krach eine zweifelhafte Rundfunkaufführung durchdrückt.

Sie findet es liebenswert, und es imponiert ihr, wie gleichgültig er die Veränderung ihrer Lage hinnimmt, aber es fällt ihr schwer, diesen Gleichmut ganz zu verstehen. Vielleicht kommt es daher, daß Sepp eine dürftige Jugend gehabt hat, während sie in heiterer, behaglicher Umgebung groß geworden ist. Wenn sie von dem Abstieg spricht, den sie erlitten haben, dann hört er ihr freundlich zu, doch wie ein Erwachsener einem Kind. Findet er es wirklich nicht entwürdigend, wenn ein Sepp Trautwein Schülern der Pariser Musikakademie gegen ein miserables Honorar die Aussprache ihrer deutschen Gesangpartien beibringen muß? Und daß er es noch als Gnade und Wohltat empfinden muß, wenn er in dem Winkelblatt der Emigranten, in den »Pariser Nachrichten«, für ein paar Franken Artikel schreiben darf?

Alles wäre leichter, wenn sie wenigstens an seiner Arbeit, an seiner Musik teilnehmen könnte wie früher. In Deutschland hat er ihr vorgespielt, er hat jedes winzigste Detail mit ihr durchgesprochen, und wenn sie auch nicht genügend vorgebildet war, um alles zu kapieren, Instinkt hat sie, und worum es ihm geht, das begreift sie, und es war bestimmt nicht bloße Verliebtheit, wenn er ihr hundertmal versichert hat, sie sei sein musikalisches Gewissen. Es ist nicht immer ganz reibungslos abgegangen, wenn sie an seinem Werk gekrittelt hat. Er nimmt seine Arbeit verdammt ernst; aber manchmal, wenn sie gar keine Ruhe gegeben hat und immer noch nicht zufrieden war und immer weitergequengelt hat, er müsse diese oder jene Stelle noch einmal überfeilen, bei der Vierzehnten Horaz-Ode zum Beispiel, da hat er doch die Wut bekommen, und es hat böse Worte gesetzt. Allein zuletzt hat er sich trotzdem fast immer von neuem ans Werk gemacht, brummelnd, und es hat sich gezeigt, daß es keine verlorene Mühe war. Es waren schöne Stunden, wenn sie mit ihm zusammen arbeitete, man hat gespürt, wie tief man zusammengehört. Jetzt muß sie sich, statt an seiner Arbeit teilzunehmen, jeden Vor- und Nachmittag für ein paar lumpige Franken bei Dr. Wohlgemuth abschinden, muß widerwärtige, schimpfende Patienten beschwichtigen, ihm gelegentlich assistieren, in Münder mit fauligen Zähnen hineinschauen, hineinlangen, und immer liebenswürdig lächeln. Sie glaubt sich von ruhigem Temperament, aber sie begreift nicht, wie Sepp das alles so gelassen hinnimmt.

Im Nebenzimmer der Junge steht auf. Anna, nachdem sie schon einmal wach ist, könnte eigentlich auch aufstehen. Aber bei Pereyros muß sie frisch ausschauen, und wenn sie sich nie genügend Bettruhe gönnt, ist sie in zwei Jahren eine alte Frau. Nein, es ist schon besser, sie bleibt liegen.

Sie hört den Jungen – sie nennt Hanns ebenso beharrlich den Jungen, wie Sepp ihn den Buben nennt – in dem kleinen Badezimmer plätschern, sich waschen. Sicher wird er wieder kurze Unterhosen nehmen, seine Kameraden im Lyzeum finden nur kurze Unterhosen schick, aber es wäre besser, auf das bißchen Schick zu verzichten und die Gefahr einer Erkältung zu vermeiden. Allein sie unterdrückt die Anwendung,

Hanns eine solche Anweisung zu geben. Er ist vernünftig, doch wenn man ihm einreden will, wird er verbockt.

Da kommt er herein. Anna strahlt auf, wie sie ihn sieht. Er ist nicht groß, doch breit und kräftig; die tiefliegenden Augen und die starken Brauen, beides hat er vom Vater, geben ihm etwas Männliches, über seine Jahre hinaus Ernstes. Anna schämt sich ein bißchen, vor diesem ihrem Jungen mit Sepp im Bett zu liegen; auch stört es sie gerade vor ihm, daß ihr Haar grau ist, ungepflegt.

Hanns ist frisch und ausgeschlafen. Des Vaters Anerbieten, bei der Bereitung des Frühstücks zu helfen, lehnt er ab, gutmütig überlegen: »Ach, laß nur, Sepp« – der Vater behandelt ihn wie einen Erwachsenen und läßt sich Sepp von ihm nennen –, »du störst mehr, als du hilfst.« Während des Frühstücks dann schwatzt man über die Freuden und Leiden des Lyzeums. Vor allem die Fremdheit der Sprache macht den jungen Emigranten, die jetzt in französische Schulen gehen, das Leben schwer und bitter. Hanns hat dieses Hindernis schneller genommen als andere, und wenn er auch noch manchmal zu spüren kriegt, daß er der Fremde ist, der Boche, so geht es ihm doch im ganzen im Lyzeum viel besser, als er im Anfang gehofft hat. Er hat ein gutes Jahr aufgeholt, und während er ursprünglich mit französischen Jungen hat zusammen sitzen müssen, die zwei Jahre jünger waren, ist er jetzt so weit, daß er bestimmt sehr bald, vermutlich noch mit achtzehn, sein Schlußexamen, das Baccalaureat, wird machen können.

Von den Vorbereitungen für dieses Baccalaureat, für das Bachot, wie sie es hier nennen, und von Hannsens Aussichten spricht man während des Frühstücks. Die Zeit vergeht schneller, als Anna lieb ist. Mit Bedauern sieht sie, wie Hanns hinauf nach der Uhr blickt. Diese Uhr übrigens, eine schöne, nicht große Wanduhr aus edlem Holz, ist das Prunkstück der Wohnung. Anna hat sie Sepp einmal zum Geburtstag geschenkt, und Sepp liebt sie; sie ist so schlicht, und ihr leises Ticken regt ihn an. Sie gehört zu den nicht vielen Dingen, die man hat retten, die man sich aus Deutschland hat nachschicken lassen können.

Ja, es ist Zeit, Hanns muß fort. Er nimmt seine Ledertasche. »Hast du auch gemerkt, Mutter«, fragt er, »daß ich das Fenster abgedichtet habe? Jetzt zieht es bestimmt nicht mehr.« Es

verdrießt ihn, daß er, obwohl beinahe achtzehn, durch sein Studium und andere ihm wichtige Dinge zu sehr in Anspruch genommen ist, um selber ein paar Sous für den Unterhalt der Familie zu verdienen. Wenigstens hat er eine geschickte Hand und kann den andern durch kleine technische Hilfeleistungen das Leben leichter machen.

Solange Hanns da ist und schwatzt, ist das ärmliche Zimmer voll von der Frische seiner achtzehn Jahre. Aber kaum ist er fort, so fallen die hundert kleinen Dinge des Alltags wieder über Anna her. Da steht der Tisch mit den Speiseresten und dem schmutzigen Geschirr; aber sie, die sonst so Ordentliche, läßt ihn stehen, wie er ist. Es ist Milch übriggeblieben; hoffentlich macht Frau Chaix, die Aufwartefrau, keine Dummheit und gießt frische Milch dazu. Man hat es ihr zwar schon drei- oder viermal gesagt; doch sie ist jung, hat nichts im Kopf als Männer, ist schlampig und macht immer den gleichen Unsinn. Und sie selber hat einfach nicht die Zeit, sich nach einer neuen Aufwartefrau umzutun und sie abzurichten. Ekelhaft, daß man sich mit dergleichen Zeug herumschlagen muß, statt sich um Sepps Musik zu kümmern. Anna liegt mit geschlossenen Augen, scheinbar friedlich. Aber der Kopf ist ihr voll von bösen Gedanken. Es kratzt sie, daß der Junge in solcher Enge und Ärmlichkeit aufwächst. Es kratzt sie, daß sie sich vor ihm sehen lassen muß, mit Sepp im Bett liegend, mit ungefärbtem Haar. Dreißig Franken Haarfärben. Was sind dreißig Franken? Nichts. Aber heute muß man sich überlegen, daß man dafür fünf Kilo Fische kaufen kann, zwei Kilo Butter, sechzehn Kilo Brot, daß man die Tagesmiete eines guten Zimmers davon zahlen kann, daß man dafür vierzigmal in der Metro fahren kann und dreimal ins Kino gehen. Zwar hat sie sich damit abgefunden, daß es jetzt anders ist als früher; ja, sie kann auch noch, und das nicht selten, gut und von Herzen lachen, sie denkt nicht daran, klein beizugeben: aber einen Seufzer kostet es sie doch, wenn sie sich überlegt, daß Sepp, solange sie in München waren, die fraglichen dreißig Franken in einer Viertelstunde verdient hat. Jetzt muß sie für dreißig Franken fast den ganzen Tag arbeiten und zwei Tage darüber nachdenken, woran sie dreißig Franken einsparen soll, wenn sie sich die Haare auffärben lassen will.

Sepp zerbricht sich darüber nicht den Kopf. Die hundert